

NIKOLAUS WEGMANN

LITERATUR MADE IN GERMANY (EAST)

Ein Skalierungsproblem

Die Literatur der Deutschen Demokratischen Republik ist ein Fall für die Medien-
geschichte. Das ist nicht sofort einzusehen, weil diese Literatur bislang über die
Vorgaben einer politischen Geschichte definiert wird. Es beginnt mit der Grün-
dung der DDR und der Geschichte des Kalten Krieges und endet in den vielen
Einzelgeschichten vom Kampf zwischen bloßer Parteiliteratur und einer autonomen
Literatur-Kunst. Doch das Ende der DDR war auch das letzte Datum des Kal-
ten Krieges. Das Nachkriegsdeutschland mit seinen Haupt- und Staatsaktionen ist
Geschichte.

Es braucht eine andere Verortung dieser Literatur. Die immer gleichen politi-
schen Debatten und Ereignisse, die schweren Zeichen *Deutsche Frage*, *Wettkampf
der Systeme* oder *kulturelles Erbe* – das alles hat sich abgenutzt. Ob damit auch die
Literatur dieses untergegangenen Landes verstaubt, ist jedoch nicht entschieden.
Immerhin kann man jetzt, nach dem Zeitalter der ideologisierten Politik, sehen,
was diese Literatur doch unstreitig auch war: Eine faszinierende Episode in der
Welt der Bücher, mit spezifischen Lektüren und Schreibweisen, singulärer Partizi-
pation und einer ausgefeilten literarischen Infrastruktur. Die DDR war nicht nur
Politik, sie war auch eine Mediengesellschaft.

*

Wie lässt sich diese These von der DDR als einem Ort spezifischer Schreib- und
Leseverhältnisse einlösen? Statistische Informationen über Auflagenhöhe oder
Vertriebskanäle ersetzen keine medienhistorische Analyse. Das Folgende versucht
eine Beschreibung über den Parameter der Größe: Die Literatur der DDR ist der
historische Versuch, Literatur über die bis dahin vertraute Maßstäbe hinaus zu
steigern. Größen-Wachstum war die allgemeine Vorgabe an die landeseigene Lite-
ratur. Doch diese schöne Idee von einer ins Große gesteigerten Literatur erweist
sich als ein folgenreicher Eingriff in den *Bauplan der Literatur*.

Was ist Größe in der Literatur? Kann man sie größer oder kleiner machen? Gibt
es eine optimale, der Literatur inhärente Größe? All das sind ungewohnte Fragen.
Wird Literatur primär als Kunst verstanden, meint »Größe« gerade nicht schiere
Größe (im Englischen: *size* oder *bigness*), sondern ist Teil einer Semantik des ästhe-
tischen Werts. Allenfalls eine quantitative Literatursoziologie oder eine mikrolo-
gisch verfahrenende Buchkunde vermessen Literatur nach Umfang oder Reichweite.

Skalierung – die Vergrößerung oder Verkleinerung eines Phänomens – ist kein Grundbegriff der Literaturwissenschaft. Skalierung ist, wie Claus Pias klargestellt hat, auch keiner anderen Einzelwissenschaft zugeordnet. Genau das macht den Begriff attraktiv für eine interdisziplinär verfahrenende Literaturgeschichte. Es geht demnach nicht um die Übernahme einer bündigen Theorie aus einer avancierten Nachbarwissenschaft. Skalierung ist zuerst einmal eine fachneutrale Heuristik zur Formulierung von Forschungsproblemen.

Doch kann man ein Phänomen wie Literatur überhaupt als ein Skalierungsproblem analysieren? Dieser Einwand geht davon aus, dass man nur dort skalieren kann, wo die Phänomene in quantifizierbaren Daten erfasst sind. Alles Weitere, so die Hoffnung, ist dann nur noch eine Sache der Mathematik. Sie findet die unverrückbaren, und darin auch perfekten, Gesetze der Skalierung, die *Laws of Scaling*. Doch die hier zu verhandelnden Gegenstände sind berüchtigt dafür, sich nur schwer in Zahlen fassen zu lassen. Sie sind »notoriously difficult to quantify«, so der Anthropologe Robert Carneiro.¹

Eine reine Methodenlehre wird schon mangels konzeptueller Vorarbeiten nicht weiterhelfen. Stattdessen soll eine Quelle zu Wort kommen, die auch ohne exakte Zahlen und genaue Vermessungen von einer ins Große gesteigerten Literatur erzählt: Auf der 3. »Arbeitstagung der Literaturproduzenten« – das war damals der links-alternative Gegenbegriff zum genialen Dichter – in München, im April 1970, wurde folgende Resolution verabschiedet:

Im vergangenen Jahr hat sich herausgestellt, daß die Bundesregierung Literatur subversiv zur antisozialistischen Propaganda in der DDR eingesetzt hat. Zu dem Zwecke eigens angefertigte impressumlose Raubdrucke wurden mit Luftballons und Raketen in die DDR transportiert. Diese totale Manipulation von Literatur hat dazu geführt, die aufklärerische Funktion aller Literatur zu denunzieren, das Vertrauen in die befreiende Wirkung von Literatur zu zerstören und Reaktionen der sozialistischen Staaten gegen einige der Autoren hervorzurufen.

Die Literaturproduzenten fragen die sozial-liberale Bundesregierung zwischen Erfurt und Kassel, ob die subversiven Literaturreaktionen eingestellt sind, und fordern sie auf *alle* bisherigen Aktivitäten in dieser Richtung mit Nennung von Daten, Zahlen und Namen öffentlich zu dokumentieren.²

Die hier verlangte Aufklärung hat es so wohl nicht gegeben. Es gibt nur wenige Spuren dieser Aktion. Im Jahr 2000, also 30 Jahre später, findet sich eine Notiz in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung. Anlass ist das 50-jährige Verlagsjubiläum von Rowohlt. In diesem Artikel gibt es eine kurze Passage über eine »Ballonaffäre« aus dem Jahr 1969:

¹ Robert L. Carneiro, Scale Analysis as an Instrument for the Study of Cultural Evolution Author(s), in: Southwestern Journal of Anthropology, Vol. 18, No. 2 (Summer 1962), S. 149-169. S. 166. URL: <http://www.jstor.org/stable/3629014>.

² Das Zitat ist aus der von 1964 bis 1982 publizierten Zeitschrift *alternative – Zeitschrift für Literatur und Revolution: Literatur und Revolution. Beiträge aus Italien*. Heft 72 /1970. S. 157f.

Am Lektorat und den linken Hausautoren vorbei, hatte die Bundeswehr drei antistalinistische Taschenbuchtitel in großer Stückzahl geordert. Als sei die Schrift nicht schon klein genug, schrumpfte sie das Format auf die Größe einer Maobibel und feuerte es mit Raketen buchstäblich ins Feindesland DDR.³

Es gibt also auch den zweiten Nachweis, die Geschichte ist bestätigt worden. Doch selbst nur als Gerücht ist dies bereits ein sprechender Beleg für die Sonderrealität der Literatur in dieser Zeit. Literatur mit Raketen der Bundeswehr, über die Mauer hinweg, in die DDR zu schießen, um so kraft subversiver Lektüren das politische Regime der DDR unter Druck zu setzen – das war 1970 zumindest ein realistisches Szenario. In der Wissenschaftsgeschichtsschreibung schätzt man das konstruktive Ineinander von Empirie und Narration längst als *empirically rich story*. Als eine solche »Story« ist diese Anekdote aus der großen Zeit der Literatur mehr als nur eine Sonntagsrede über die schöne Macht literarischer oder aufklärerischer Texte. Da die soziale Wertschätzung der Literatur ein ebenso allgemeiner wie ungeprüfter Topos ist, wird das Besondere an dieser anekdotischen Erzählung leicht übersehen beziehungsweise als angeblich immer schon bekannte Gegebenheit unterschätzt. Allein bemerkenswert an dieser Geschichte ist, dass Anerkennung und Geltung der Literatur über das bloß Übliche weit hinausgeht. Literatur *hat* in dieser historischen und räumlichen Konstellation gesellschaftliche Brisanz. Gemessen an den jetzigen Verhältnissen ist dieser Vorfall nicht nur komisch oder bizarr. Er ist auch eine erratische und darin faszinierende Botschaft aus einer Welt, in der Literatur allgemeine Relevanz hatte. Das ist nur gut 40 Jahre her und doch schon sehr weit entfernt. Die Mauer ist ja erst 1989 gefallen.

*

Wer sich für die Literatur der DDR interessiert, kommt an der Mauer nicht vorbei. Sie war – ja sie ist es noch immer – der interpretatorische Lackmустest, um Werke und Autoren auf ihre Haltung zum politischen Regime zu befragen. Mit der Mauer gab es eine Kurzformel für einen diffusen Kontext aus Politik-, Kultur- und Zeitgeschichte, auf den hin diese Literatur gelesen wurde. Doch die Ideologiegeschichte der Deutschen Demokratischen Republik ist nur noch für Experten oder Zeitzeugen interessant. Die Literatur dieses Landes aber, so ist zu vermuten, wird neue Aufmerksamkeit gewinnen, und das nicht als Folge einer grassierenden Ostalgie: Die Literatur der DDR ist der historische Beweis, dass es eine von den gegenwärtigen Verhältnisse radikal abweichende *Organisationsform* von Literatur gegeben hat.

Diese andere Form der Literatur ist ohne die Mauer nicht möglich gewesen. Eine Geschichte der DDR-Literatur bis zum Mauerbau 1961 schreiben zu wollen, so Klaus-Michael Bogdal mit der Gegenprobe auf diese starke Behauptung, ist

³ Thomas Wirtz, Manuskripte? Nee, Mensch, Bordeaux! Guter Geist in kleinen Papierbehältern: Heute vor fünfzig Jahren kamen die ersten deutschen Taschenbücher aus dem Rowohlt Verlag auf den Markt. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 17. Juni 2000. S. 53.

eigentlich nicht möglich. Vor diesem Stichjahr mangelt es schlicht am notwendigen Material. Es fehlen die »Werke [...], die in das kulturelle Gedächtnis eingegangen sind.«⁴

Eine eigenständige DDR-Literatur hat es nicht schon mit der Staatsgründung im Oktober 1949 gegeben, einfach so, als gleichsam natürliche Folge einer politischen Zäsur. Richtig ist: Dass dieser zweite deutsche Staat auf deutschem Boden eine eigene Nationalliteratur haben sollte, war ein schon vor 1961 geltender Imperativ. Diese andere Literatur sollte es geben, und zwar auch und gerade als ein überlegenes Konkurrenzprodukt zur Literatur des Westens. Doch Realität geworden ist sie erst mit der radikalen Einhegung des Staats-Territoriums, also mit dem Bau der Mauer. Erst die Existenz eines geschlossenen Raums der Buchzirkulation machte die Kontrolle des Schriften- und Bücherverkehrs wirksam. Erst dann avancierte diese Literatur zum Leitmedium einer Gesellschaft, und das noch in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts.

Geplant und organisiert hat das eine spezielle Kultur- und Literaturbürokratie mit Rückkopplung bis hinauf in die höchsten Ränge der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands. Mittels einer einheitlichen Planung und Leitung sollte es gelingen, ein landesspezifisches Literatursystem aufzubauen. Organisatorische Schaltzentrale war nach 1963 die »Hauptverwaltung Verlage und Buchhandel« im Ministerium für Kultur. Die letzte Steuerungskompetenz lag beim Politbüro beziehungsweise dem Zentral-Komitee der SED. Von hier kamen die kulturpolitischen Vorgaben, von hier aus wurde auch über die Verteilung der Ressourcen entschieden. Seit 1970 gab es allein dafür eine eigene Papierkommission des ZK der SED.

Hat ein derart unwahrscheinliches Vorhaben funktioniert? Ist Literatur jenseits von bloßer Manipulation und Unterdrückung steuerbar? Wenn ja, mit welchen Kosten und, wenn es sie gibt, mit welchen Gewinnen war ein solches Unternehmen verbunden? Das lenkt die Aufmerksamkeit zurück auf die Mauer. Wenn es richtig ist, dass erst mit ihrem Bau eine genuine Literatur der DDR möglich wurde, muss sie auch selbst Gegenstand einer Geschichte der DDR-Literatur sein. Das meint kein Zurück in die alte Übereindeutigkeit, in der die Mauer als Symbol eines Unrechtssystems oder als ökonomische Schutz-Maßnahme fixiert wurde. Schließlich war die Mauer unstreitig auch noch etwas anderes, nämlich *gebauter Architektur*. Das ist, einmal ausgesprochen, evident. Dennoch wurde gerade diese Beschreibungsperspektive weitgehend ausgespart. Zwar gibt es die zahlreichen bautechnischen Rekonstruktionen der Mauer nach Länge und Höhe, nach Art und Menge der verwendeten Materialien oder der topografischen Anlage. Das alles wird in immer weitere Details hinein verfolgt, aufs Genaueste vermessen und bestens dokumentiert. Bis hin zu Fototafeln der Mauergraffiti auf der Westseite. Von Architektur dagegen war bei all dem nicht die Rede. Dafür fehlte auch ein kalter Blick.

⁴ Klaus-Michael Bogdal, Alles nach Plan, alles im Griff. Der diskursive Raum der DDR-Literatur in den fünfziger Jahren, in: Georg Mein / Markuss Rieger-Ladich (Hg.): Soziale Räume und kulturelle Praktiken. Über den strategischen Gebrauch von Medien. Bielefeld 2004. S. 123-148. Online Germanistik im Netz: www.uni-bielefeld.de/lili/personen/bogdal/DDR-Literatur.doc

Provoziert durch der schiere Brutalität einer mitten durch die Stadt gehenden Mauer, gesichert mit Glasscherben und Stacheldraht, reagierte man mit Empörung – und sah im neuen Bauwerk zunächst nur eine KZ-Mauer.⁵ Bis Ende der 60-er Jahre hieß die Mauer dann auch offiziell nur »Schandmauer«.

*

Doch wo gibt es überhaupt das gesuchte Sachwissen über die Mauer? Im Folgenden kommen zwei Experten zu Wort. Der eine ist Architekt, der andere war Direktor einer Nationalbibliothek. Rem Koolhaas, er ist der Architekt, erhielt im Jahr 2000 den Pritzkerpreis, eine Art Nobelpreis für Architektur. Jorge Luis Borges, er ist der Bibliotheksdirektor, hat den Nobelpreis für Literatur nicht bekommen. Aber er hätte ihn bekommen müssen.

Zunächst zu Rem Koolhaas und seiner Sicht auf die Berliner Mauer. Der kaum aufsatzlange Text verliert sich in Koolhaas' fast 1500 Seiten starkem Band *Small, Medium, Large, XL* von 1995. Doch da passt er genau hinein: Der Titel des Großbandes ist eine Paraphrase auf das Problem der Skalierung. Die Mauer ist in der Tat ein gigantisches Bauwerk. Größe ist für Koolhaas keine nur abgeleitete oder vernachlässigbare Kategorie. Sie hat vielmehr, so seine architekturtheoretische Grundeinsicht, einen eigenen Sinn: »Bigness generates its own logic«. Und die Mauer war definitiv sehr groß: Die eigentliche Berliner Mauer zwischen Ost und Westberlin war 43,1 Kilometer lang und als Stahlbetonmauer 3,6 Meter hoch. Der Mauerring um Berlin West zog sich 155 Kilometer, die innerdeutsche Grenzsicherung ging über 1378 Kilometer.

Zum Text selbst. Er hat den Titel »Field Trip«, was sich auch als »Exkursion« verstehen läßt. Genau das hat Koolhaas auch gemacht: 1971, zum Ende seines Architekturstudiums in London, fährt er nach Berlin, um sich die Mauer vor Ort anzusehen. Einziger Zweck seiner Reise sei, so Koolhaas im Rückblick von 1993 auf die Aufgabenstellung für seine Diplomarbeit, »to document *The Berlin Wall as Architecture*«. ⁶ Wie macht er das? Zunächst einmal erweist sich das so klar abgesteckte Projekt schwieriger als erwartet. Er hat sich verschätzt: »I had hoped to »do the wall in a day and then to explore the rest of the cities.« So schnell, und so glatt, geht es nicht. Das angeblich bloß zu dokumentierende Objekt vermag etwas, womit er nicht gerechnet hat: Die Mauer irritiert ihn. Sie setzt vorgefertigtes Wissen außer Kraft und ihre hypnotische Anziehungskraft verlangt – gleichsam als Gegenwehr – ein ernsthaftes Studium: »its attraction was hypnotic. It made me« – so Koolhaas im Rückblick auf die ihm abverlangte Anstrengung: »It made me a serious

⁵ »Ich sehe die Mauer [...] sie ähnelt einer Konzentrationslagermauer [...] Glasscherben und Splitter zieren die Kuppe [...]. Werden sie jemals wissen, was sie tun?«. So Klemens Krüger, Der 13. August in der DDR. Tagebuchaufzeichnungen (UKW-Sendung des Norddeutschen Rundfunks vom 10. Oktober 1961), in: Die Mauer oder der 13. August, hrsg. v. Hans Werner Richter, Reinbek 1961, S.7-20. S. 19f.

⁶ Rem Koolhaas, Field Trip. A(A) memoir (First and Last ...), in: Ders. u. Bruce Mau: S, M, L, XL. Rotterdam 1995, S. 215-232. S. 216.

student.« (231) Die Berliner Mauer ist anders als gedacht. Koolhaas berichtet, wie ihm nur das Staunen bleibt. »The greatest surprise: *the wall was heartbreakingly beautiful*.« (S. 222) Doch Koolhaas ist in der Konfrontation mit der Mauer nicht Künstler, sondern Architekt geworden. Seine Einlassung zur Ästhetik steht nicht im Kontext von Kunstwerken, sondern von Aufmerksamkeit und Interesse. Er registriert überrascht, wie wenig man noch auf die Mauer achtet.

Das gilt jedoch nicht für den angehenden Architekten. Er sucht die direkte Begegnung mit der Mauer – und hier hat er (s)ein Architektur-Erlebnis. Das ist keineswegs, wie man erwarten könnte, der schiere Realitätsschock oder eine düstere Beklemmung angesichts der realen Unüberwindlichkeit dieser Mauer. Koolhaas selbst spricht von »Epiphanie«. In ihrem Kern steht die Einsicht, dass dies nicht irgendein Bauwerk ist. Hier geht es für ihn vielmehr um die Architektur selbst: »It was as if I had come eye to eye with architecture's true nature«. (S. 223) Koolhaas wird im Angesicht der Mauer erst eigentlich Architekt. Ohne sich von ihrer Materialität, ihrer politisch-ideologischen Bedeutung oder ihrer Gewaltbarkeit ablenken zu lassen, erlebt er die Mauer als Architektur, ja als Inkarnation von Architektur überhaupt.

Koolhaas' Text sagt nicht, was er meint, jedenfalls nicht direkt. Wenn diese Mauer als Architektur zu beschreiben ist, dann nur unter der Voraussetzung, dass sich in ihr das Architektonische an der Architektur zeigt. »The Berlin Wall«, so Koolhaas einmal mehr in der Engführung von Mauer und allgemeiner Aussage über *die* Architektur, »was a [...] demonstration of the power of architecture«. (S. 226) Ist die Natur der Architektur demnach zugleich ihre Macht? Wenn dem so ist, dann zielt das nicht auf die offensichtliche Verquickung von Architektur und politischer Macht. Denn Koolhaas interessiert sich nicht für das, was jeder Laie sieht: die Mauer als eine gigantische Blockade, die bei Androhung von Todesgefahr nichts und niemanden durchlässt. Es fehlt jede Rückbindung an die Deutsche Demokratische Republik und die Politik dieser Mauer. Vielleicht erlaubt der mit diesem Band gegebene Kontext – die Größen-Skala von klein bis zum sehr Großen – eine weitergehende Deutung. Die genuine Macht der Architektur läge dann in ihrer grundlegenden Fähigkeit zu skalieren – und genau diese Leistung demonstriert schlagend die Berliner Mauer. Einerseits ist sie eine simple Mauer. Doch in dem Maße, wie sie radikal hochskaliert wird und sehr groß wird, mutiert sie zu einem eigenen, ungleich komplexeren Bauwerk. Wie diese über-große Mauer in den gesellschaftlichen Kontext der DDR, wie dieses Bauwerk in Politik und Kultur dieses Landes eingreift, war für ihn dagegen kein Thema. Vielleicht hat es ihn damals nicht interessiert. Vielleicht aber war für ihn als angehender Architekt der Skalierung unmittelbar einsichtig, dass radikale Skalierung *schneller gebaut als verstanden ist*.

*

Borges schreibt, anders als Koolhaas, nicht direkt über die Berliner Mauer. Er schreibt – und darauf kommt es jetzt an – über »die Mauer und die Bücher«. Das ist zugleich der Titel eines Prosatexts aus dem Jahr 1961. Damit ist auch schon

angezeigt, wo es hingeht. Mit Borges soll die Mauer als ein sehr großes Bauwerk in die Welt der Bücher und in die Geschichte des Mediums Druck versetzt werden.

Borges Traktat erzählt einen historischen Fall. Gleich am Anfang steht die unmittelbare Engführung von Mauer und Büchern: »Ich las vor einigen Tagen, daß der Mann, der den Bau der nahezu unendlichen Chinesischen Mauer anordnete, jener erste Kaiser war, Schi Huang Ti, der ebenso alle Bücher verbrennen ließ, die vor ihm da waren.«⁷ Das ist, so der Kommentar im Text, nicht uninteressant. Aber lohnt das schon eine historische Recherche über die Hintergründe und möglichen Deutungen? So besonders sei das ja gar nicht: »Geschichtlich betrachtet ist an den beiden Maßnahmen nichts Geheimnisvolles [...] er errichtete die Mauern, weil die Mauern Verteidigungsanlagen waren; er verbrannte die Bücher, weil die Opposition sich auf sie berief, um die alten Kaiser zu rühmen.« Noch deutlicher, und schon die gleich folgende Pointe vorbereitend: »Bücher verbrennen und Befestigungen bauen ist allgemein Aufgabe von Herrschern.« Was diesen Text überhaupt erst in Gang setzt, was allein das Erzählen lohnt, ist jedoch etwas anderes: »das einzig Merkwürdige an Schih Huang Ti ist das Ausmaß seines Wirkens.« Diese Stelle zitiere ich noch einmal, jetzt auf Englisch: »the only thing singular about Shih Huang Ti was the scale on which he operated.« Geschichten über Mauern und Bücher gibt es viele. Erzählenswert ist allein diese eine, weil sie von einem »besonders großen Maßstab« handelt, in dem Mauerbau und Bücherzensur vollzogen wurden. Das eigentliche Thema ist demnach Skalierung. »Einen Obsthain oder einen Garten einzuzäunen«, so die Argumentation in der Wiederholung des Hauptgedankens, »ist gewöhnlich, nicht aber die Einzäunung eines Kaiserreichs.«

Und wie steht es mit den Büchern? Auch hier steht am Anfang der Kontrast zum nicht wirklich Beachtenswerten: Dass die Politik in die Welt der Bücher eingreift, die eigenen Vorstellungen ohne Rücksicht auf die Tradition und die Eigenwerte der Literatur durchsetzen will, davon hat man schon oft gehört. Neu und über alles Bisherige hinausgehend ist jedoch, dass ein Machthaber gleich alles, was es vorher an Gedrucktem gegeben hat, verbietet und durch eine andere Ordnung der Bücher ersetzen will: Zur Fallgeschichte wird diese Seltsamkeit aus der Geschichte erst, so Borges Text unmissverständlich, »als Schih Huang Ti befahl, daß die Geschichte bei ihm beginne.«

Von da an setzt der für Borges typische unendliche Strom von Deutungshypothesen und Reflexionen ein über das Wie und Warum dieser »two gigantic operations«. Dem ist hier nicht im Einzelnen zu folgen, zumal es, wie immer in den Texten von Borges, keine Gewissheiten gibt. Einzig das »Vielleicht« ist das Prinzip, nach dem hier aufaddiert wird. Stets hätte es auch wieder anders gewesen sein können. Haben Mauerbau und Kassation überhaupt gleichzeitig stattgefunden? »Man könnte auch annehmen, daß die Errichtung der Mauer und die Verbrennung der Bücher keine gleichzeitigen Handlungen waren.« So geht es ohne Fixpunkte weiter. Aus den vermeintlich simplen historischen Fakten wird schließlich ein Mythos. Man erzählt, dass ...

⁷ Jorge Luis Borges, *Inquisitiones. Essays 1941-1952*, Borges Werke in 20 Bänden. Bd. 7, Frankfurt a. M., S. 11.

Am Ende, die Bibliotheken sind konsultiert, die Hypothesen abgewogen, erscheinen der Bau der Mauer wie die Bücherverbrennung als ein erratischer Fund. Ein Anschwemmsel aus den Archiven der Geschichte. Ein einzelnes Dokument in einer uferlos großen Datenbank. Letztlich bleibt es angesichts der faszinierenden Größe dieser Operationen bei der Irritation. Das Verständnis bleibt aus. Am Anfang wie am Ende aller Deutungsanstrengungen ist immer nur der übergroße Maßstab (»enormous scale«). Größe ist und bleibt ein Faszinosum. Eine Form, die wie alle Formen, so Borges, »ihre Kraft in sich selber« trägt. (S. 14) Nur das scheint gewiss.

*

Die Deutsche Demokratische Republik war selbstredend kein kaiserliches China. In der kleinen Republik gab es nur einen Walter Ulbricht, Staatsratsvorsitzender der DDR und Statthalter Moskaus, der die Mauer bauen ließ. Dieses Land mit seinen bloß 18 Millionen Einwohnern existierte gerade mal 50 Jahre. Die Mauer nur 28 Jahre. Und doch: die *Radikalität* der Maßstabsvergrößerung springt auch hier ins Auge. Hier hat sich ein Land vollständig und auf allen Seiten eingemauert, und die hier praktizierte Intervention in die Welt der Bücher ist womöglich noch ehrgeiziger ausgefallen.

Maßstabsvergrößerung, sagt Koolhaas, generiert eine eigene Realität. »Scale: from quantity to quality«, so die anonym und frei im Netz zirkulierende Mini-Epistemologie der Skalierung. Auch Koolhaas hat keine explizite Theorie der Maßstabsveränderung, obwohl er als einer der Theoretiker der Architektur gilt. Es gibt nur diese kleine Heuristik, aber schon sie markiert den entscheidenden Punkt. Sie bricht mit der Vorstellung, dass es linear von klein nach groß gehe, und sich dabei außer der schieren Quantität nichts ändere. Das wird der tatsächlichen Komplexität nicht gerecht. Denn eine Aufwärts- beziehungsweise Abwärtstransformation verläuft nicht glatt und stetig. Vielmehr ist mit Schwierigkeiten und Überraschungen, mit Brüchen und Aggregatveränderungen zu rechnen. Man muss sich an den je konkret auftauchenden Problemen abarbeiten, von ihnen lernen, so Koolhaas als bauender Architekt. Gänzlich zum Verschwinden bringt man sie nicht. Anders als in Science-Fiction-Filmen, in denen der verrückte Wissenschaftler die Kinder oder sich selbst schrumpft, und zwar so, dass die Geschrumpften einfach nur sehr viel kleiner sind als zuvor, ansonsten aber noch immer aussehen wie vor der Schrumpfung. Genau dies, so das im Begriff Skalierung enthaltene Problembewusstsein, ist ausgeschlossen. In der Skalierung verändern sich nicht nur die absoluten Größen, sondern auch die Proportionen der einzelnen Teile oder Elemente der jeweils skalierten Phänomene. Arme oder Beine sind dann zum Beispiel im Verhältnis zu Kopf oder Rumpf disproportional, weil im kleinen oder großen Maßstab andere Funktionsgesetze gelten als in der Normalgröße. Verkleinern oder vergrößern sind sehr komplexe, meist erst im Experiment zu klärende Operationen.

Bei der Mauer scheint das alles noch unkompliziert. Immerhin lassen sich klein und groß in den vertrauten quantitativen Parametern von Länge und Höhe messen. Aber das ist nur eine trügerische Sicherheit. Wer weiß schon, wie eine Mauer funktioniert, die nicht einen Kilometer, sondern 40 oder 140 Kilometer lang ist?

Doch im Fall der Bücher ist die Maßstabsveränderung weniger leicht ersichtlich. Es fehlen schon die eindeutigen Größenparameter, um eine Skalierung überhaupt abmessen zu können. Ist es eine höhere Titelzahl pro Jahr? Oder eine höhere Start-Auflage? Mehr Leser, mehr Autoren? Eine vollständigere Durchdringung einer Gesellschaft? Im Fall der DDR-Literatur, so ist zu vermuten, kommt alles zusammen, ja die Planungsbürokratie wird ihrerseits noch zusätzliche Parameter erfinden, um die Literatur ihres Landes noch höher zu skalieren. Eine explizite Deckelung des Größenwachstums hat es nicht gegeben.

Borges Exempel scheint da einfacher. Gemessen wird mit der unbestimmten, aber dennoch sehr konkreten Zahl: »alle« Bücher stehen auf dem Index. Was vor einem bestimmten Stichtag publiziert wurde, verfällt der Kassation. Das ist ebenso simpel wie gewalttätig. Was im Schatten der Mauer als Intervention geplant wurde, zielte dagegen auf eine grundlegende Neuformatierung der gesamten Buchzirkulation eines ganzen Landes. Sie soll die positive Kraft der Literatur gesellschaftsweit Wirklichkeit werden lassen, ja aktiv befördern. Das ist neu, das ist im Anspruch radikal – und doch auch die Wiederaufnahme eines alten Glaubens an die Macht der Bücher und der Literatur. Seine große Zeit hatte dieser Glaube in den deutschen Territorien zum Ausgang des 18. Jahrhunderts mit der Idee einer Kulturnation. Hier liegt das medien-mythische Motiv, das als Hintergrundplausibilität die Hoch- und Überschätzung der Literatur mitgetragen hat. Ausgerechnet die Literatur, die nur für die schmale Schicht der Bildungsbürger essentielle Bedeutung hatte, und die sich – anders als Theater oder Film – einer kollektiven Rezeption eher sperrt, soll jetzt ein ganzes Staatswesen befördern. Auf dem Territorium der Deutschen Demokratischen Republik soll sie ausnahmslos jeden Leser adressieren können, alle und jeden einbeziehen in eine vergesellschaftende Lektüre: Große Literatur, so die Leitperspektive dieser Organisationsidee, ist eine Literatur mit *maximaler sozialer Inklusion*.

Doch was ist hier bloße Idee, was hat Realität? Ist das nicht doch nur ein illusionärer Anachronismus, eine Flucht in die Tradition und darin ein Angebot, um die bildungsbürgerlichen Schichten mit der DDR zu versöhnen? Das spielt sicherlich mit. Aber es gibt auch Sachargumente für das Großunternehmen. Sie kommen nicht aus der Kulturgeschichte oder einer Schichten-Soziologie, sondern aus der Medientheorie. Auch Marshall McLuhan, Klassiker der Medienwissenschaft, ist am Phänomen der Skalierung interessiert – und das gleich an zentraler Stelle seines Werks, behauptet er doch einen prinzipiellen Zusammenhang von Maßstabsveränderung und Medienwirkung. In *Understanding Media* von 1964 findet sich eine Grundregel, die erstaunlich genau zur Fallgeschichte passt. Über den Zusammenhang von Skalierung und Wirkung heißt es im Abschnitt *The Medium is the Message*: »In a culture like ours [...] it is sometimes a bit of a shock to be reminded that, in operational and practical fact, the medium is the message. This is merely to say that the personal and social consequences of any medium [...] result from the new scale that is introduced into our affairs.«⁸ Trifft dies zu, dann ist Skalierung ein

⁸ Marshall McLuhan, *Understanding Media. The Extensions of Man*, Cambridge 2001. S. 7.

primärer Faktor der Medienwirkung. Aber nicht weil mit der Maßstabsvergrößerung ein Medieninhalt wirkungsmächtiger verbreitet werden kann. Skalierung, so McLuhan, verursacht vielmehr *strukturelle Veränderungen* in den inter-personalen und sozialen Verhältnissen. Skalierung wirkt darüber hinaus immer beziehungsweise immer wieder, auch bei alten, in einer Gesellschaft schon längst etablierten Medien. Es braucht nur einen Maßstabwechsel – und gewohnte Verhältnisse ändern sich radikal. Selbst noch so vertraute Dinge wie das Gute Buch oder die Literatur, bei denen man ihr Dasein als Medium schon längst wieder vergessen hat, generieren dann neue Effekte, zeitigen neue Wirkungen, sowohl mit Blick auf die diese Medien gebrauchenden Individuen wie die gesamte Gesellschaft, in die hinein ein Medium implementiert wird. Nur der Maßstab, so der Lehrsatz McLuhans, muss neu sein. Das Medium dagegen – anders als es die Emphatiker neuer Medien behaupten – muss es nicht sein. Man ist versucht, noch einen Schritt weiter zu gehen und dies auch als einen Lehrsatz der Methode zu verstehen: Medienanalyse ist Skalierungsanalyse.

*

Maßstabveränderungen gelingen nicht aus dem Stand. Das war selbst den idealistischsten Literaturfunktionären noch bewusst. Die Literatur musste dazu erst aufgerüstet werden. Materiell wie kunst- und literaturprogrammatisch. Eigentlich in jeder Hinsicht. Literatur musste gefördert werden, und zwar, und das ist hier Topos und Mantra, »wie noch nie zuvor.« (Johannes R. Becher) Also auch über das hinaus, was die westliche Form der Literaturzirkulation mit der Zentralinstanz des literarischen Markts vermag. Zielvorgabe war die eigene, die zweite oder die eigentliche deutsche Nationalliteratur. Wirklichkeit werden sollte sie als eine neue, quantitativ und qualitativ gesteigerte Form der Literaturzirkulation. War dieser forcierte Buch- und Ideenumlauf erst einmal als vergesellschaftender Wirkungsmechanismus etabliert, dann sollte auch die Legitimation eines zweiten Staates auf deutschem Boden gelingen. So jedenfalls die Medienutopie dieses kleinen Landes.

Doch all diese Erwartungen klingen nicht nur übersteigert. Sie sind es auch. *Hypertrophe* Steigerungsprojekte gibt es nicht ohne Risiko: es droht *Inflation*. Das große Projekt einer vergesellschaftenden Literatur war immer in Gefahr, in bloße Rhetorik und hohle Propaganda umzuschlagen. Genau das kann man am Beispiel der buchstäblich zahllosen Programmschriften, Reden zu Jubelanlässen und rituellen Rechenschaftsberichte beobachten. Das lässt es umgekehrt immer fraglicher werden, ob die mit der Vergrößerung einhergehenden Verheißungen noch gedeckt sind oder ob das Projekt nicht letztlich in eine Spekulationsblase führt, die radikale Abwertungen provozieren muss. Zumindest offiziell wusste man von dieser Problemlage nichts. Übertreibung hielt man für harmlos. Nach wie vor sollte die ganze DDR »Leseland« und »Literaturgesellschaft« werden. Dass das Projekt gerade im Zuge seiner Verwirklichung auf selbstgenerierte Schwierigkeiten stoßen musste, darauf war man nicht vorbereitet. Das Projektmanagement hat der pathetischen Programmatik vielleicht selbst geglaubt. Und nicht zuletzt: Wachstum hat man nicht immer als Managementaufgabe begriffen. Nur zu oft sprach man von

der jetzt endlich machtvoll einsetzenden »Entfaltung« der Literatur, geradeso, als wäre die anvisierte Hochskalierung ein natürlicher Prozess.

*

Inflationäre Tendenzen, so heißt es, sind willkommen. Jedenfalls solange man sie kontrollieren kann. Doch eben diese Kontrolle ist schwierig, zumal eine allzu grobe Intervention wieder neuen Schaden anrichtet. Genau diese intelligente Kontrolle wird im Verlauf der 28 Jahre Mauer-Republik dann auch die zentrale Aufgabe für die politische Ökonomie der DDR-Literatur sein.

Um erfolgreich intervenieren zu können, muss man wissen, was »draußen«, also dort, wo die Bücher geschrieben und gelesen werden, tatsächlich los ist. Und man muss wissen, dass der Wille zur Größe Skalierungsprobleme schafft. Die muss man als solche erkennen, um wirkungsvolle Maßnahmen ergreifen und ihren Einsatz richtig dosieren zu können, mit ihnen umgehen zu können. Die Bürokratie – und das gilt nachgerade für die gesamte DDR – tat sich damit schwer. Auch die Literaturbürokratie dachte in Jahresplänen und Produktionsziffern. Ob aber die Literatur auch weiterhin als eine Stimme von Belang anerkannt wird, ist keine einfache Ziffer in der Buchführung. Der eigentliche Maßstab hierfür ist die *Autorität der Literatur*. Autorität ist für die Geltung von Literatur essentiell. Sie ist der Goldstandard, der jede Spekulation auf immer noch Größeres allein decken kann. Doch Autorität, verstanden als die positive Macht, auf die man freiwillig hört, ist ebenso empfindlich wie flüchtig. Solche Glaubwürdigkeit kann gerade nicht vom Staat verliehen werden. Vielmehr ist der Abstand zwischen Literatur und staatlicher Politik für den Sonderstatus der Literatur essentiell. Wäre dem nicht so, könnten die Leser gleich die Verlautbarungen der Partei lesen.

Bleibt nur zu fragen, wie die DDR mit diesem heiklen Problem einer der Literatur als Literatur eigenen Autorität umgegangen ist. Gab es dafür überhaupt ein Wissen, eine intuitive Einsicht in die Zusammenhänge? Das ist längst nicht mehr nur ein Spezialproblem der Literaturbürokratie in der DDR. Auch die Literaturwissenschaft ist hier gefordert. Wo die Quellen der literarischen Autorität zu suchen sind, ist eher ein Forschungsprogramm als ein gut erforschtes Terrain. Im Folgenden sollen drei Fundorte vorgestellt werden. Wahrscheinlich gibt es noch mehr. Doch schon diese drei sind komplex und verlangen eine eingehende Untersuchung. Hier muss es bei drei knappen Skizzen bleiben.

Ist die Frage nach der Autorität auf dem Tisch, ist für den westlichen Betrachter auch schon ein Urteil gesprochen: Eine staatlich gelenkte Literatur kann keine eigene Autorität geltend machen. Als Staats-Literatur ist Literatur schon immer korrupt. Sie kann nicht mehr sein als eine Art Bauchredner für die Politik. Doch das verkennt die medienpolitische Ausgangslage in der DDR. Sämtliche Informationsmedien der DDR – Nachrichtenagentur, Zeitungen, Rundfunk, Fernsehen – waren staatliche Medien. Unabhängigkeit, selbst in kleinen Dosierungen, gab es nicht. Die Kontrolle durch den Parteiparat – nicht durch die Stasi – war vollständig. Mehr noch, und das ist entscheidend, von dieser vollständigen Kontrolle wussten auch alle Zeitungleser und Fernsehzuschauer. Über die wirklichen Verhältnisse des

Landes konnte man sich hier gerade nicht informieren. Jenseits dieser Parolen und Verlautbarungen gab es nur noch die Literatur. Sie galt als einzige ernstzunehmende Informationsquelle. Nur sie hat man mit Treu und Glauben – *bona fides* heißt das in der Lehre von der Quelle – gelesen. In der Konkurrenz der Medien war dies eine Art Alleinstellungsmerkmal. Es war diese *vertrauenswürdige* Position, die der Literatur volle Aufmerksamkeit garantierte – und sie zum Leitmedium der DDR aufsteigen ließ. Diese Karriere war stets prekär, abhängig vom Fortbestand der Mauer und dem Fehlen unabhängiger Nachrichtenmedien. Rein ästhetische oder literarische Qualitäten fallen gegenüber den medienspezifischen Vorzügen zurück. Wer mehr wissen wollte als es die offizielle Version der Welt erlaubte, der kam an der Literatur nicht vorbei – und genau das ist die praktische Definition eines Leitmediums: Es ist das Medium, das »nicht eigentlich vermeidbar« ist.⁹

Zweite Skizze: Die reale Buchzirkulation ist immer von einer real-idealistischen Planwirtschaft zu unterscheiden. So gab es in der DDR – inmitten einer allgemeinen Literaturinflation – durchaus auch Knappheit. Es gab immer auch kleine Inseln der Unterversorgung. Was auch Vorteile hat: Das Buch wird wieder erfahrbar als ein Objekt der Begierde, als ein Gegenstand, für den man weder Kosten noch Mühen scheut.

Genau das ist Thema ungezählter Anekdoten über die real existierenden Beschaffungsschwierigkeiten. So gab es zwar viele Buchläden, aber gerade der Buchladen konnte sehr schnell ein Ort des kontrollierten Mangels sein: »There are bookstores everywhere« schreibt zum Beispiel Duncan Smith, ein kanadischer Gastprofessor aus Rostock.¹⁰ Für einen Nordamerikaner, der nur seine Heimat kennt, eine überwältigende Entdeckung. In den 70ern – also lange vor dem »Amazon-Zeitalter« – waren Buchläden in Nordamerika eine Seltenheit, erst recht im Kontrast zu dieser intensivierten Buchzirkulation. Auch die hohe Zahl an Buchläden in der DDR ist Teil der allgemeinen Hoch-Skalierung.

Doch die erste Begeisterung weicht schnell einem noch größeren Erstaunen. Wie ein *Medienethnologe* registriert Smith in eben diesen Buchläden seltsame Zugangspraktiken. So konnte man nicht einfach hineingehen und das Buch seiner Wahl kaufen. Die Erlaubnis einzutreten war nämlich gekoppelt an die Aufnahme einer der gleich am Eingang aufgestapelten Einkaufskörbe. Waren die Körbe aber aus, weil bereits in Umlauf, musste der Bücherkäufer warten, bis erst wieder ein Korb frei wurde.

Doch selbst dann – also mit Korb – konnte man noch immer nicht einfach das Buch seiner Wahl kaufen oder wenigstens bestellen. Schon gar nicht die aktuelle Gegenwartsliteratur. Ein neues Buch von Christa Wolf oder Volker Braun – die Reihe ist potenziell lang – war angeblich immer schon sofort weg. Aus dem Regal gekauft oder auch nur aus dem Regal genommen, um dann unter der Hand an bevorzugte Kunden weitergegeben zu werden. »Bückware« hieß diese nur als

⁹ Jochen Hörisch, Einleitung in: Peter Ludes, Einführung in die Medienwissenschaft. Entwicklungen und Theorien, Berlin 1998, S. 11–32, hier: S. 30.

¹⁰ Duncan Smith, *Walls and Mirrors. Western Representations of Really Existing German Socialism in the German Democratic Republic*, Boston 1988, S. 148.

knappes Gut zirkulierende, und gerade auch deswegen besonders begehrte und geschätzte Literatur. Neue Auflagen konnten lange dauern. Papier war ja immer knapp – und die sozialistische Produktion, gewollt oder ungewollt, gerade nicht flexibel.

Dritte Skizze: Eine letzte, zugleich die wichtigste Quelle für den eigentümlichen Sonderstatus der DDR-Literatur, ist die Zensur, genauer: die Zensurpraxis. Das ist ein (zu) weites Themenfeld. Schließlich braucht es hier Daten und Fakten, Analysen an konkreten Beispielen. An dieser Stelle nur so viel: Auch die Zensur, so leicht und schnell sie uns zur Empörung nötigt, ist kein simpler Sachverhalt. Auch die Zensur muss gelesen, auch sie muss genau bei ihrer Arbeit beobachtet werden. Dann ließe sich auch zeigen, dass die Zensur, gerade weil es sie gibt und sie angewandt wird, ausgerechnet jene Kräfte und Autoritäten stark macht, gegen die sie ins Feld geführt wird. Das geschieht unfreiwillig und gleichsam hinter ihrem Rücken. Doch es ist unvermeidbar. Als These: So ist der Einsatz der Zensur ja nur dann zu rechtfertigen, wenn man in dem, was da zensiert wird, eine Gefahr erkennt beziehungsweise per Vollzug der Zensur eine reale Bedrohung behauptet. In Gefahr war zuerst und immer die sozialistische Ordnung, die Parteidisziplin und letztlich eben die Deutsche Demokratische Republik selber. Genau diese mittels ausagerter Zensurmaßnahme immer wieder in die Welt gesetzte Gefährlichkeit der Literatur, hat die Literatur aufgewertet. Erst auf diesem Weg konnte die Literatur, die doch nur Texte schreibt, Gedichte vorträgt oder Leser gewinnt, zu jenem *Gegner* avancieren, gegen den – das ist die ironische Schleife – angeblich nur immer weitere Zensurmaßnahmen etwas ausrichten konnten. Die staatliche Literaturpolitik, so erfolgreich ihre Skalierungsstrategie auch war, konnte dieser ausweglosen Feedback-Struktur nicht entkommen. Erst die Zensur, erst das Überwachen, Schikanieren, Zersetzen und Verbieten, hat der Literatur Relevanz, ja Brisanz und Gefährlichkeit verliehen. Die Leser der DDR wussten selbstredend nicht von allen diesen oft geheimen Maßnahmen. Aber dass zensiert wurde, dass das Wichtige vielleicht nur zwischen den Zeilen zu lesen war, das war allgemeines Wissen in dieser Welt der Bücher. Jedes Buch, jeder Autor hatte – so die Erwartungshaltung der Leser – immer schon mit der Zensur zu tun, und genau deswegen war Literatur auch immer schon relevant. Hier endlich beim Leser angekommen, findet sie nicht mehr nur in Zahlen und Zirkulationsmustern statt, sondern in konkreten Texten und Werken, in Autoren mit Namen und Rang. Allgemeine Bücher- und Leseverhältnisse werden zu intrinsischen Qualitäten einzelner Werke.

Das Verhältnis von Zensur und Literatur muss man sich als einen *Infight* denken, als eine Verklammerung, aus der heraus erst Gegnerschaften entstehen. Das Modell dieses Kampfes um Autorität ist kein hehres und pathetisches. Das behaupten nur – und mit Gründen – die Betroffenen. Es handelt sich, technisch und neutral gesehen, eher um ein Aufschaukeln, um Rückkoppelungen und Selbstverstärkungen. Aber auch kleine Dinge können gravierende Folgen haben.

All das ist inzwischen Geschichte. Mit dem Ende der DDR und dem Fall der Mauer hat auch die Literatur dieses Landes ihr Ende gefunden. Doch wie soll man es jetzt mit dieser Literatur halten? Was bleibt? Kann sie als DDR-Literatur einen eigenen Wert behaupten?

Die Wertfrage wird meist als eine Frage der Ästhetik verstanden. Gemessen an dieser Vorgabe wird Literatur erst dann satisfaktionsfähig, wenn sie primär ein gelungenes Kunstwerk ist. Dass man einzelnen Texten, einem Roman von Christa Wolf, einem Stück von Heiner Müller, auch über das bloß Zeithistorische hinaus Qualität zubilligt, trifft nicht den Punkt. Denn auch diese Kritik hat ihren Wertungskanon aus dem Westen, auch dann, wenn er Weltliteratur heißt. Noch immer wird die Literatur der DDR an anderen Formen der Literatur, an anderen Zirkulationsmustern und Skalierungen gemessen.

Dass das problematisch ist, kann man leicht sehen. Doch damit ist noch nicht die Frage beantwortet, wie denn überhaupt ein Wertmaßstab aussehen soll, der hier angemessen ist. Dies umso mehr, wenn die Literatur der DDR nicht als Kunst, sondern als Medium, als Leitmedium der DDR beschrieben wird. Kunst einen Wert zuzuschreiben, das ist selbstverständlich. Im Bereich der Medien ist dagegen all das weitgehend unbekanntes Gebiet.

Doch auch in der Welt der Medien gibt es Wertzuschreibungen. Der folgende Vorschlag geht zurück auf ein bereits sehr altes Wertungstheorem. Alt ist hier wörtlich zu verstehen, selbst noch für das Medium Buchdruck. Vermutlich gibt es nicht einmal ein genaues Erstdatum für die Formulierung. Immerhin gibt es mit Cervantes eine besonders prominente Fassung dieses Wertkalküls. Sein *Don Quijote* (1605 beziehungsweise 1615) ist ein Buch nicht über Windmühlen, sondern über Bücher und das Lesen derselben. Don Quijote liest bekanntlich besonders gern Ritterromane – und alle Welt will ihm beweisen, dass das nur Schund sei. Flunkerei, Illusion, Lüge. Aber seine Gegenrede hat es in sich. Sie lässt sich gar nicht auf ein besonderes Buch oder Genre ein. Sie verweist vielmehr auf die Zirkulation, genauer: auf den Erfolg, den ein Buch in der Zirkulation der Bücher hat – und wie mit dem Erfolg auch die Glaubwürdigkeit des Buches selber steigt. Jedenfalls dann, wenn der Erfolg sehr groß, und das heißt vor allem: wenn er allgemein und ungeteilt ist:

Die Bücher, die mit königlicher Erlaubnis und mit Genehmigung der Zensurbehörden gedruckt sind und mit allgemeinem Beifall gelesen und gefeiert werden von groß und klein, von hoch und niedrig, von den Gelehrten und den Ungelehrten, von den Leuten aus dem Volk und den Edelleuten, kurz, von jeder Art Personen, wes Standes und Berufs sie auch seien, diese Bücher sollen Lüge sein?¹¹

Das Argument steckt in der Ausführlichkeit, mit der die verschiedenen Leser aufgezählt werden. Die Liste ist nicht nur lang, sie ist in ihrer Vollständigkeit der schiere Beweis. Bücher, die »mit allgemeinem Beifall« gelesen werden, sollen auch

¹¹ Miguel de Cervantes, *Der sinnreiche Junker Don Quijote von der Mancha*, München 1973 (1956), S.513.

die sein, die wirklich zählen. Um der Wirkung des Arguments willen muss dann auch im Einzelnen gesagt werden, wer zu diesem unabsehbar großen Leserkreis, wer zu diesem gesellschaftsweitem Publikum zählt. Jede weitere Adresse, jede weitere Addition demonstriert das hier favorisierte Werturteil: Groß und Klein, hoch und niedrig, gelehrt und ungelehrt, das Volk und die Edelleute, alle Stände und Berufe. Am Ende dann, die Satzperiode war schon lang, die zur Pointe gesteigerte Kurzformel: Diese Bücher werden gelesen und gefeiert »von jeder Art Personen«.

Qualität bemisst sich demnach nicht in künstlerischer Vollkommenheit, oder wie die werkästhetischen Parameter auch heißen mögen. Hier zählt allein die Wirkung. Über Geltung und Rang entscheidet die Glaubwürdigkeit und damit die Autorität, mit der ein Buch spricht. Und der Beweis, dass man diesem Buch trauen kann, ist der besonders große, weil gesellschaftsweite Erfolg. Ein einzelner Leser kann in seinem Urteil irren oder falschen Interessen folgen. Sehr viele, ja buchstäblich alle – so die Logik dieses buchhistorischen Wertarguments – irren sich dagegen in ihrem *kollektiven Urteil* nicht.

Doch hat es in der DDR tatsächlich solche Erfolgsbücher gegeben? Die Literatur hatte in der DDR ein hohes Ansehen – als Institution. Einzelne Bücher oder Autoren fallen dagegen weniger ins Gewicht, auch wenn es auflagenstarke Titel und prominente Autoren gab. Richtig ist aber auch, dass man in der DDR den von Don Quijote so gepriesenen Buchtypus als Ideal anstrebte. In die Zirkulation kamen weder Texte der Trivialliteratur noch hermetische Formexperimente. ›High‹ und ›Low‹ als alte rhetorische wie standes- oder schichtensoziologische Unterscheidung, sollte es als Distinktions- und Ausschlussregel nicht mehr geben. Erlaubt und gefördert wurde allein ein mittlerer, immer *lesbarer* Prosa-Stil: Diese Literatur hatte für alle zugänglich sein. Auch Zugänglichkeit, so das Kalkül dieser organisierten Literaturzirkulation, ist steigerbar.

Folgt man dieser Argumentation, dann entscheidet sich in der Zirkulation nicht nur das Zustandekommen der Literatur. Die Zirkulation entscheidet auch über ihren Wert. Eine Literatur, die als publiziertes Buch allgemein und mit anteilnehmendem Beifall gelesen wird, ist nach diesem Lehrsatz rühmenswert. Ist dann nicht auch die Literatur der DDR, in ihrem praktischen Willen zu einer auf die gesamte Leserschaft, auf das gesamte Gemeinwesen ausgedehnten Zugänglichkeit, eine Literatur von Rang?